

Besprechungen.

Kunstwissenschaft.

Zellenerschmelz. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Marc Rosenberg. I. Entstehung, II. Technik. Folio. (80 S.) Frankfurt a. M. 1921, J. Baer & Co.
III. Die Frühdenkmäler. Folio. (76 S.) Darmstadt 1922, L. C. Wittich.

Unter den mannigfachen Techniken der Goldschmiedekunst zählt zu den vorzüglichsten der Zellenerschmelz auf Goldunterlage. „Für den künstlerischen Ausdruck ist er“, um mit dem Verfasser des vorgenannten Werkes zu sprechen, „vielleicht eine der sprödesten Techniken. Die Oberfläche spiegelt, das Bild ist aus Farbflecken zusammengesetzt und jeder Kontur ist eine harte Metallinie. Aber gerade in dieser Beschränkung liegt die Kraft. Je sicherer die Möglichkeit ausgeschaltet ist, die tausendfältigen Erscheinungen dieser Welt mit Naturtreue zu geben, um so sicherer ist der Kunst eine Freistatt bereitet. Aufgebaut auf kostbarer Unterlage, geschmückt mit den sieben Samtfarben des Regenbogens, die durch Zufälle aus Licht und Luft noch vervielfältigt werden, von goldenen Linien durchzogen, schimmernd und schillernd mit einem Glanz, der ungeschäute Tiefen aufhellt, wird ein Juwel geschaffen, größer als der Diamant und von kristallinischem Schein, mit der Glut des Rubins, den Eisblumen des Smaragds und den sonnendurchleuchteten Wolken des Opals. So steht der Zellenerschmelz da, gezeugt aus hellenistischer Kunst, genährt aus dem unversiegbaren Born des Orients, erwachsen und gestärkt durch den christlichen Geist der frühen Jahrhunderte.“

Die Blüte des Zellenerschmelzes fällt bei uns in das ausgehende 10. und das 11. Jahrhundert. Das meiste, was an solchem damals bei uns entstand, ist leider unwiederbringlich dahin, doch zeugen immerhin noch manche Zellenerschmelzarbeiten aus jener Zeit, welchen Hochstand er im Westen erreichte. Im 12. Jahrhundert wird er durch den bis dahin nur wenig gebräuchlichen Grubenschmelz auf Kupferunterlage, ein Erbe der römischen Kunst, der namentlich an der Maas und am Rhein seine Triumphe feierte, immer mehr verdrängt. Zuletzt erhält er sich nur mehr in der Form des gemischten Schmelzes, einer Verbindung von Grubenschmelz mit Zellenerschmelz auf Kupferunterlage. Längere Dauer war ihm im byzantinischen Osten und im Bereich der Einflußsphäre der spätbyzantinischen Kunst beschieden, bis er aber auch hier im ausgehenden Mittelalter sein Ende fand.

Die vorliegende Arbeit, die die Geschichte des Zellenerschmelzes nach seiner vornehmsten und fesselndsten Seite, der technischen, zum Gegenstand hat, ist ein Teil einer groß angelegten Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage, d. i. einer Geschichte der der Goldschmiedekunst eigentümlichen mannigfaltigen Techniken. Langjährige, tief eindringende Forschungen haben den Verfasser in hervorragendem Maß zu einem solchen Werk befähigt. Schon 1908 veröffentlichte

er eine eingehende Studie über das Niello und seine Geschichte, die demnächst in zweiter Auflage erscheinen wird, 1910 eine allgemeine Einführung in die Goldschmiedekunst, 1918 eine Arbeit über Granulation, d. i. die Verwendung von Metallkörnern als Schmudmittel bei Goldarbeiten. An sie schließt sich nunmehr an eine Geschichte des Zellschmelzes.

Was alle diese Arbeiten, nicht zum wenigsten aber die letztgenannte, in hohem Grade auszeichnet, ist zunächst bedächtige Sachlichkeit und vorsichtiges, sorgfältiges, den jeweiligen Fragepunkt von allen Seiten her betrachtendes und beleuchtendes Prüfen. Erscheint dem Verfasser die Sache nicht geklärt genug, so ergeht er sich nicht, wie es oft geschieht, in lustigen Mutmaßungen; er nimmt dann keinen Anstand, sich mit einem ehrlichen Ignoramus zu bescheiden, bis etwa neue Funde die erwünschte Klarheit bringen werden. Ein anderer Vorzug der Arbeiten ist die außerordentliche Fülle der sie begleitenden Abbildungen. Nirgends wird man ein so sorgfältig ausgewähltes, so reichhaltiges, so allseitig die in Frage kommenden Monumente wiedergebendes Abbildungsmaterial antreffen. Es kommt nicht bloß die Vorderseite der Gegenstände zur Darstellung, sondern, wo es zur klareren Darlegung der Technik dienlich ist, auch die Rückseite, Seitenansichten und Ausschnitte, und zwar nicht bloß in natürlicher Größe, sondern auch in zwei- oder mehrfacher Vergrößerung. Auch an farbigen, durch vollendete Ausführung ausgezeichneten Abbildungen fehlt es nicht. So dürfen, ja müssen die Arbeiten in jeder Beziehung nach Text wie Illustration als erstklassig bezeichnet werden.

Von der Geschichte des Zellschmelzes sind bereits drei Abteilungen erschienen. Gegenstand der ersten ist seine Vorgeschichte.

Der Zellschmelz entwickelt sich aus zwei Elementen, aus der schon in der Frühe des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts bei den Ägyptern zu höchster Vollendung gebrachten Zelleneinlage und dem etwas jüngeren, zuerst durch Funde auf Cypern belegten Drahtemail. Von der Zelleneinlage, bei der Zellen, die durch dem Metallgrund aufgesetzte Goldstege gebildet werden, mit eingelegten roten oder blauen Steinchen oder sonst einer festen farbigen Masse bis zum Rand gefüllt wurden, entnahm er die Stege, die Zellen und das völlige Füllen der Zellen, vom Drahtemail, bei welchem dem Goldgrund eine durch aufgelötete Golddrähte begrenzte farbige Glasmasse in dünner Schicht aufgeschmolzen wird, das Aufschmelzen von Glasflüssen. Es ist lehrreich, den diesbezüglichen eingehenden Darlegungen des Verfassers an der Hand der von ihm als Beleg angezogenen und abgebildeten Monumente zu folgen. Ein Rückblick, mit dem die erste Abteilung schließt, faßt diese seine Untersuchungen in das Ergebnis zusammen:

„Ägypten macht Einlegearbeiten in Gold. Sie sehen fast aus wie Zellschmelze; denn das System ist voll ausgebildet, nur sind die Zellen mit Kalt eingesehten oder eingestrichenen Materialien gefüllt und noch nicht mit jener eingeschmolzenen Glasmasse, die man Email nennt. Dieses wird erst in Cypern gefunden; aber da man dort die Zellenkasten der ägyptischen Einlage nicht kennt, entsteht weder Einlage noch Zellschmelz, sondern ein drittes, das Drahtemail mit seinem dünnen Schmelz, der nicht in Kästen ruht, sondern durch schwach vortretende und nicht abgeschliffene Goldränder eingefast wird. Dann erst erscheint Mytenä auf dem Arbeitsfeld, bringt die ägyptischen Kästen mit; füllt sie aber mit einer Masse, die nicht mehr die

ägyptische ist und noch nicht der Schmelz, wie er in Cypern vorkommt. Damit ist der erste Teil der Entwicklung abgeschlossen. Wir besitzen immer noch die Kasten mit den Stegen, die aus der Einlegearbeit herübergerettet worden sind, und anderseits das neu erfundene Email. Nun handelt es sich darum, beide zu verbinden. Das geschieht durch Vermittlung einer andern Technik. Aus der alexandrinischen Glasindustrie gehen blaue Glasplättchen mit goldumrandetem Bildwerk hervor. Sie sehen fast aus wie altägyptische Einlegearbeiten, aber es fehlt ihnen der Goldtafeln. Es sind Werke des Glasarbeiters und nicht des Goldschmiedes. Erst wenn das Glas im goldenen Kasten selbst zum Schmelzen gebracht wird, geht die Arbeit in seinen Händen zum ausgeprägten Zellschmelz über. Wir werden ihn später schon fast vollendet an der Kastenfibel von Chalandry und an den beiden Bangfibeln von Szilágy-Somlyó kennen lernen.

Die zweite Abteilung behandelt die Technik des Zellschmelzes.

Der Verfasser legt seiner Beschreibung derselben die Anweisungen zu Grunde, welche die *Schedula diversarum artium* des Theophilus, einer Schrift des 10. oder frühen 12. Jahrhunderts, betreffs der Herstellung des Zellschmelzes gibt, die erste sachmännische Darstellung seiner Technik. Der eingehende Kommentar, mit dem er dieselben versteht, bietet manches Lehrreiche. Unter dem verschiedenedeuteten *limbus*, von dem Theophilus redet, ist meines Erachtens eine durch zwei ein wenig voneinander entfernt angebrachte Goldflege gebildete Umsäumung des Zellschmelzplättchens zu verstehen. Der Beschreibung der Technik geht voraus eine Klarstellung der alten Zellschmelzbezeichnung „Elektron“, es folgen ihr Abhandlungen über die Farbe der bei den Zellschmelzen verwendeten Glasflüsse, über den Vollschmelz, bei dem der Schmelz den goldenen Untergrund bis zum Rand bedeckt, und den Senkschmelz, bei dem das Emailbild in die Goldunterlage eingesenkt erscheint, also auf Goldgrund steht, über die Weise, wie die Emailplättchen auf den Gegenstand, den sie schmücken sollten, befestigt wurden, sowie endlich über das Biegen der Stege, namentlich bei Herstellung der Augen, deren Pupille aus technischen und künstlerischen Gründen nach der Seite gerückt zu werden pflegte, der Köpfe und der Gewandfalten; alles bemerkenswerte Ergänzungen der vorher der Technik im allgemeinen gewidmeten Ausführungen. Sehr dankenswert sind die drei die Entwicklung der Faltengebung und der Kopfbildung in chronologischer Folge wiedergebenden Tafeln, zumal sie zugleich über die Verwandtschaft gewisser Schmelzplättchen, den Unterschied zwischen westlichen und byzantinischen Schmelzarbeiten sowie über die Beeinflussung der ersteren durch die letzteren lehrreiche Aufschlüsse geben.

Die dritte Abteilung beschäftigt sich mit den an Zahl zwar nicht großen, aber für die Geschichte des Zellschmelzes sehr wichtigen Frühdenkmälern desselben aus der Zeit bis etwa 850. Die Reihe eröffnen einige Stücke, die als die zur Zeit ältesten uns erhaltenen Denkmäler des Zellschmelzes zu gelten haben, Arbeiten, die ihn noch in seinen Anfängen zeigen, sowie drei Gruppen kleinerer Stücke, die zwar aus dem Westen stammen, aber den Einfluß des Ostens verraten, Brücken zwischen Osten und Westen. Es folgen weitläufige Untersuchungen über das Kreuzreliquiar von Poitiers, dessen Datierung der Verfasser mit Recht in Schwebe läßt, über die Kanne zu Saint-Maurice im Wallis, die Fieschi-Staurothek, das Paschalis Kreuz im Vatikan, das Kreuz Beresford Hope, mittel- und oberrheinische, italo-burgundische und alemannisch-fränkische Schmelze.

Die Emails der Kanne von Saint-Maurice bezeichnet der Verfasser als byzantinische, wenngleich von sassanidischer Auffassung beeinflusste Arbeit aus etwa dem 8.—10. Jahrhundert, wohl mit Recht. Die byzantinischen Textilien aus dieser Zeit bieten für eine solche Datierung und Zuweisung genügenden Anhalt. Die Fieschi-Staurothel ist nach ihm syrischen Ursprungs und um etwa 700 angefertigt, ob jedoch zu Jerusalem, wie er mit Strzygowski annehmen möchte, muß dahingestellt bleiben. Das Paschaliskreuz im Vatikan ist, wie er durchaus zutreffend betont, römische Arbeit aus der Zeit Paschalis' II. († 837). Die Emailinschrift an den Seiten des Kreuzes, die völlig den gleichen Charakter zeigt wie die Emailbilder oben auf ihm, läßt keinen Zweifel daran. Es ist ganz unzutreffend, wenn es von Kaufmann als vorberasatisches Werk des 5.—6. Jahrhunderts oder von Wulff als palästinensische Arbeit aus der Zeit Sergius' I. († 701) hingestellt wird. Sehr gut bemerkt der Verfasser: „Es geht doch nicht an, einem großen Teil von Italien und speziell Rom von 600 bis 900 alle künstlerische Eigenart abzusprechen, das hieße den orientalischen Einfluß ebenso überschätzen wie seinerzeit den alexandrinischen auf die Toreutik der römischen Kaiserzeit. Die vielen Syrer, die damals in Rom lebten, und die vielen griechischen Künstler, die durch den Bildersturm dorthin gekommen sind, können unmöglich Generationen hindurch orientalische Kunst gemacht haben. Die Kreuzigung in Santa Maria Antiqua ist römische großzügige Kunst, wenn auch der Typus syrisch ist. Von den nach dem Norden weisenden frühen Zellschmelzen finden eine besonders eingehende sachgemäße Erörterung die Schmelze des sog. Widukindreliquiars aus Eger und die ihm stilistisch nahestehenden älteren der beiden Deckel des Evangeliars von Lindau, von denen der Verfasser die einen als national-fränkische, die andern als alemannisch-fränkische Schöpfungen aus der Zeit um etwa 800 charakterisiert.“

Es steht noch aus eine Besprechung von drei sehr hervorragenden Frühwerken des Zellschmelzes, der eisernen Krone zu Monza, des Palliotto in Sant' Ambrogio zu Mailand sowie des Aribertusbuchdeckels im Dom daselbst. Sie werden den Gegenstand der Fortsetzung der dritten Abteilung bilden und diese, was hoffentlich bald der Fall sein wird, würdig abschließen.

Joseph Braun S. J.

Deutsche Literatur.

Goethes Faust erklärt von Adolf Trendelenburg. Der Tragödie zweiter Teil in fünf Akten. 8° (X u. 634 S.) Berlin u. Leipzig 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. M 60.—; geb. M 70.—

Professor Dr. Trendelenburg legt uns hier die bereits in seiner kleineren Schrift „Zu Goethes Faust“ (Berlin und Leipzig 1919) angekündigte, mit einem umfangreichen Kommentar versehene Ausgabe von Faust II gefällig ausgestattet in einem stattlichen Bande auf den Tisch. Jedem einzelnen Akte wird eine Einleitung vorausgeschickt, die in gedrängter Kürze über die Arbeit des Dichters oder die Entstehungsgeschichte des Aktes, die auftretenden Personen, die Örtlichkeiten und den Gang der Handlung unterrichtet und schließlich einige wichtigere Einzelheiten bespricht, die nach Ansicht des Herausgebers für das Verständnis des betreffenden Aktes von besonderer Bedeutung sind. Diese Einzelheiten hat Trendelenburg schon in seiner früheren Schrift ausführlich behandelt¹; in das große Werk wurde daher

¹ Vgl. diese Zeitschrift 101 (1921) 238—240.